

Beate Hornschuh – Böhm

„Geboren am 28. August 1960 – neu geboren am 1. Januar 2012“. So steht es auf einem Plakat in einer Berliner U-Bahn-Station. Es zeigt zwei Gesichter derselben Frau: das eine bedrückt und verzweifelt, das andere heiter und gelöst. Und dazu die beiden Daten von Geburt und Neugeburt. Mit dem Plakat wirbt eine humanitäre Organisation für Blutspenden. Und der Betrachter ahnt, welche Geschichte sich hinter diesen beiden Gesichtern verbirgt: das Leben eines Menschen, das gezeichnet war von Krankheit und Leiden, bis durch die lebensrettende Blutspende ein neuer Anfang möglich wurde. Ein Gefühl wie noch einmal geboren.

Neu geboren. Das ist in der Bibel das stärkste Bild für den Glauben an die Veränderbarkeit des Lebens. Und für die Hoffnung, dass niemand sich mit den einmal gesetzten Grenzen abfinden muss.

Wenn wir zur Welt kommen, müssen wir erst einmal mit den Gegebenheiten leben lernen. Wir müssen auskommen mit dem Körper, der uns zuteil wurde, ob schön oder hässlich, ob stark oder schwach. Wir haben eine Menge Begabungen mit gekriegt und wohl auch die gleiche Menge Fehler, die den je eigenen Charakter ausmachen. Wir haben uns das Land nicht selber ausgesucht, in das wir hinein geboren sind, und auch nicht die Gesellschaft mit ihren Traditionen, Normen und Gewohnheiten. So leben wir mit den jeweiligen Folgen unserer Geburt.

Das war auch für Jesus nicht anders. Er bewegte sich in einer fest gefügten Welt, in der man nur Umgang mit seinesgleichen pflegte. Doch wusste er: Geboren werden allein ist nicht genug. Man soll auch sein Leben als Geschenk Gottes annehmen und dem Geber ähnlich werden. So verlässt Jesus das schützende Dach seiner Familie und widmet sich den Bedürfnissen der Menschen außerhalb seiner Gruppe. Kein Elend stößt ihn ab. Für niemanden ist er sich zu schade. Er geht auf die Menschen zu und fragt sie: „Wie kommt es, dass du jetzt so lebst, sprachlos, niedergedrückt und ausgestoßen? Sollte es denn nicht ganz anders sein?“ Und in der Begegnung mit ihm spüren sie: von ihm geht ein Kraftstrom aus, der sie mit neuer Energie erfüllt. So wurde er zum Urbild des Neulebenden, eines Menschen, der leidenschaftlich an die Chance des Neuwerdens glaubt. Dieser Glaube hat seither immer wieder das Gesicht der Erde verändert.

Beate Hornschuh – Böhm

„Frühling lässt sein blaues Band wieder flattern durch die Lüfte;
süße, wohlbekannte Düfte streifen ahnungsvoll das Land...“

So Eduard Mörike, der dabei seine schwäbische Heimat vor Augen hatte. Aber auch in der Großstadt Berlin sind es zuallererst die ganz besonderen Düfte, die das Kommen des Frühlings ankündigen. Wenn gleich morgens ein milder Wind die trockene Heizungsluft vertreibt und die getauten Wiesen und Beete ihren erdigen Geruch verströmen; wenn Fenster und Türen lange offen stehen bleiben und die Wäsche endlich wieder auf dem Balkon trocknet: dann ist sie da, die neue Jahreszeit, die den Wintermief aus den Ecken fegt.

Doch nicht nur Erde und Luft, auch Menschen können den Duft des neuen Lebens verbreiten. Davon ist jedenfalls der Apostel Paulus überzeugt. „Wir tragen den Wohlgeruch Jesu Christi an uns,“ schreibt er in seinem Brief an die Gemeinde in Korinth, „den angenehmen Duft des Lebens.“ Der Apostel weiß, wovon er hier redet. Denn er, der gelernte Ledergerber, kennt den bestialischen Gestank von Fäulnis und Verwesung nur zu gut. Den Geruch des Todes, der überall die Welt durchzieht. Den Gestank der Kellerlöcher und Verliese, in denen er selbst gefangen saß. Den Dunst von Schmerz und Angst, der die kleine junge Christengemeinde bedrängte. Die vergiftete Atmosphäre, die aus Misstrauen und Hass zwischen verfeindeten Gruppen entsteht. All die tödlichen Schwaden, die die Luft zum Atmen nehmen.

Doch seit Ostern weht ein neuer Wind durch die Welt. Der Wohlgeruch der Auferstehung. Der angenehme Duft des neuen Lebens. Ein Osterparfüm. Man kann sie förmlich riechen, diese belebende Energie der Auferstehung. Man kann sie den Menschen abspüren, die von ihr ergriffen sind. Da öffnen sich erstarrte Herzen und brechen verschlossene Türen auf. Da strömen Großzügigkeit und Güte durch die Beziehungen. Da entsteht die Bereitschaft zu Versöhnung und Ausgleich, es wächst der Wunsch zu nützen und zu lieben. Immer wieder aufs Neue zieht der angenehme Duft des Lebens Menschen in seinen Bann. Vielleicht beginnt Ostern heute einfach so, dass wir die Witterung dieses Wohlgeruchs aufnehmen und seiner Spur folgen.

Beate Hornschuh – Böhm

Viele schaurige Morde müssen geschehen, um das Lachen aus der Kirche zu halten. Davon erzählt Umberto Eco in seinem wunderbaren Roman „Der Name der Rose.“ Ein greiser Mönch, erfahren wir, hütet in einem mittelalterlichen Kloster eine einzigartige Bibliothek. Mit allen Mitteln will er verhindern, dass aus ihren Regalen ein berühmtes Buch ans Licht kommt, das nichts anderes als das menschliche Lachen feiert. Niemals, so die Überzeugung des fanatischen Frommen, dürfe den Menschen das Lachen erlaubt sein. Ist doch das Lachen der Feind aller Gottesliebe und jedes ernsthaften Glaubens.

Was für ein Irrtum! Gibt es doch nichts Menschlicheres als das Lachen. Zwar wird in der Bibel nicht ausdrücklich erwähnt, dass Jesus selbst gelacht oder in Gesellschaft Witze erzählt hätte. Aber wir wissen, dass er sich doch besonders gerne dort aufgehalten hat, wo Lachen und Fröhlichkeit zu Hause waren: bei Hochzeiten und anderen Festen. Ja, er verstand das ganze Leben als ein großes Fest, zu dem wir eingeladen sind und das es zu feiern gilt aus Freude an Gott.

An Ostern erinnert die Kirche ausdrücklich daran, dass wir Christenmenschen allen Grund zum Lachen haben, weil weder Tod noch Grab das Leben, wie es in Jesus war, fest halten konnten. Der Evangelist Matthäus erzählt in seiner Ostergeschichte voll Witz und Ironie, wie einem Trupp Soldaten befohlen wurde, das Grab des toten Jesus strengstens zu bewachen. Hatten die dummen Machthaber etwa Angst, Jesus könne ihnen sogar noch als Leiche gefährlich werden? In der Frühe des Ostertages fährt dann ein Engel vom Himmel herab, so dass die Erde erbebt, die Soldaten wie tot zu Boden stürzen und der Tote lebendig aufersteht.

Alles wird hier auf den Kopf gestellt. Man kann das gelöste Lachen förmlich hören, mit dem sich die jungen bedrängten Christengemeinden diese Geschichte erzählten. „Wer lachen kann,“ hat der Schriftsteller Otfried Preußler einmal gesagt, „wird mit bedrohlichen Zeitläufen ungleich besser fertig, als wenn er sich ständig bemitleidet. Deshalb versuche ich mit vielen meiner Geschichten, Kindern möglichst früh Gelegenheit zu geben, sich im Lachen zu üben.“ Geschichten zum Lachen – das sind Geschichten gegen den Tod.

Umberto Eco: Der Name der Rose, Carl Hanser Verlag München 1983
Otfried Preußler, Werk und Wirkung, www.seitenzahl.de/kinder/preuβler.htm

„Das ist nichts für dich! Die höhere Schule, die schaffst du doch nie!“ Als Kind hat Jenny solche Sätze oft zu hören bekommen. Von den Lehrern in ihrer Schule und auch zu Hause von der Mutter. Dabei war sie eine fleißige Schülerin, die gerne lernte und gute Noten bekam. Aber für die Tochter einer allein erziehenden Verkäuferin war mehr als mittlere Reife einfach nicht vorgesehen. Das Geld in der Familie war dauernd knapp, darum sollte sie möglichst bald für ihr eigenes Auskommen sorgen. Für Bücher oder sogar Nachhilfestunden hätte es sowieso nie gereicht.

Es mochte an ihrer angeborenen Hartnäckigkeit liegen, dass Jenny anfang, von etwas anderem zu träumen. Und daran, dass sie einfach keine Lust hatte, so ein total vorhersehbares Leben zu führen, wie sie es aus ihrem Freundeskreis kannte: Eine Ausbildung finden, die nicht unbedingt Spaß macht, dafür aber einen sicheren Job verspricht. Tagsüber zur Arbeit gehen und abends lange fernsehen, ein bisschen was ansparen und am Wochenende sich mit Freunden zum Kegeln treffen. Eine gesicherte Existenz haben, ein Auto, irgendwann eine eigene Familie. Nein, sie brauchte die Chance, ihre Fähigkeiten zu entdecken und ihre eigenen Pläne auszuprobieren.

Jenny suchte sich einen Minijob und schrieb sich an der Abendschule ein. Sie belegte Wochenendkurse und verbrachte ihre Freizeit in Bibliotheken. Ihre Freunde hielten sie für verrückt und ihre Mutter schüttelte nur noch den Kopf. Wie lange, fragte sich Jenny da manchmal, muss man ihn wohl widerlegen, den felsenfesten Glauben der andern an ihre scheinbar unbestreitbare Wahrheiten?

Jenny kämpfte sich durch. Bis eines Tages, kurz vor den Prüfungen, eine Seminarleiterin sie fragte: „Hätten Sie nicht Lust, Pädagogik zu studieren? Ich glaube, sie wären eine ausgezeichnete Lehrerin.“ Das war, erzählt Jenny später, als hätte jemand in ihr eine Tür weit aufgestoßen. Und zum ersten Mal hatte sie das Gefühl, das ein Traum Wirklichkeit werden könnte. Inzwischen arbeitet sie als Grundschullehrerin. Und ihren Schülern sagt sie, dass es manchmal einen langen Atem braucht, um zum Ziel zu kommen. Dass man nicht aufhören soll, auf die eigene Stimme zu hören und sich dabei nicht bange machen zu lassen.

Beate Hornschuh – Böhm

Wer besorgt und skeptisch in die Zukunft blickt, lebt länger. So lautet das Ergebnis einer Studie zu Wohlbefinden und Lebenszufriedenheit in Deutschland. Der Befund, so die Forscher, trifft besonders auf ältere Menschen zu, deren Blick in die Zukunft pessimistisch ausfällt. Weil sie ängstlicher und behutsamer mit ihrer Gesundheit, mit Geld und Beziehungen umgehen, achten sie auch sensibler auf Störungen und Einschränkungen als die Jüngeren.

Nun gehöre ich wohl auch zu dieser Altersgruppe. Doch es fällt mir schwer, mich in der Gesellschaft von Leuten wohl zu fühlen, die gerne aus jeder Mücke einen Elefanten machen und bei jedem Schnupfen schon eine beginnende Epidemie befürchten. Auch will mir der schöne Satz von Jesus nicht aus dem Sinn, der seinen Jüngern einmal riet: „Sorgt euch nicht um morgen, denn es reicht, dass jeder Tag seine eigenen Lasten hat.“ Es ist doch nicht die Ängstlichkeit, die mich am Leben hält, denke ich. Es ist vielmehr das unverhoffte Glück oder der wunderbare Zufall, die die besondere Farbe meines Alltags ausmachen. Die das Herz öffnen und die Seele aufatmen lassen.

Wir saßen neulich bei einem Geburtstagskaffe zusammen und unterhielten uns über die Sorgen um die alten Eltern, die leidigen Rückenschmerzen und die erwachsenen Kinder, die immer noch keinen festen Job gefunden haben. Das Übliche. Doch irgendwann erzählte eine von uns, wie sie sich neulich mitten am Tag aus ihrer Wohnung ausgesperrt hatte. Und während sie noch ratlos im Hausflur stand, öffnete sich die Nachbarstür, wo im letzten Monat ein junges Paar eingezogen war. Die neue Nachbarin lud sie ein, solange in ihrer Wohnung zu warten, bis ihr Mann den Ersatzschlüssel vorbei bringen würde. Und so kamen sie beide ins Gespräch, die junge und die ältere, und erlebten einen beglückenden Nachmittag miteinander. „Sie hat mich gerettet,“ sagt unsere Freundin noch. Es sind doch diese kleinen Erlebnisse, die die Leichtigkeit des Lebens ausmachen. Und sie begegnen uns viel öfter als die großen Katastrophen oder Lebenskrisen, für die man dann einen Schutzengel braucht. Diese kleinen täglichen Wunder geben uns die Kraft, von der wir leben.

Beate Hornschuh – Böhm

Vor einiger Zeit schenkte mir jemand „Das Lexikon der verschwundenen Dinge“. Darin wird amüsant von Dingen erzählt, die noch vor einigen Jahren zu unserem Alltag gehörten, nun aber abhanden gekommen sind. Vom Kohlebadeofen ist da die Rede, wie er noch in meiner ersten Berliner Wohnung stand, vom Blitzwürfel, vom Kaugummiautomaten und von Handarbeiten aus Makramée. Den meisten dieser Dinge trauert wohl niemand nach, sind sie doch längst durch praktischere Produkte ersetzt worden. Solange jedenfalls, bis auch sie eines Tages zu den verschwundenen Dingen gehören.

Wie den Dingen, so ergeht es auch manchen Wörtern. Sie verschwinden langsam aus unserem Sprachschatz. „Gnade“ ist so ein Wort. Jugendliche wissen nicht mehr, was es bedeutet. Und Erwachsenen fällt dazu höchstens noch der Gnadenakt ein, mit dem Verurteilten der Rest ihrer Strafe erlassen wird.

Dabei ist Gnade doch eine ganz alltägliche Erfahrung. Da wird meine Ausrede am Morgen von der Kollegin nicht gleich als dreiste Lüge entlarvt, sondern lächelnd zur Kenntnis genommen. Da werden meine Irrtümer und Versäumnisse nicht größer gemacht, als sie tatsächlich sind. Und auch der Bahnschaffner ist ausnahmsweise mal bereit, mir die vergessene BahnCard zu glauben. Wir alle leben von diesen befreienden Freundlichkeiten und vom Nachsehen derer, die eigentlich im Recht sind.

Eine der schönsten Gnaden-Geschichten wird im Johannes-Evangelium erzählt. Eine Frau, beim Ehebruch ertappt, soll nach geltendem Recht gesteinigt werden. Eine Gruppe Männer schleppt sie zu Jesus. Was wird er, der stets Großzügige, dazu sagen? Wird er die Strafe erlassen und damit das Recht beugen? Dann ist er selber dran. Jesus aber bleibt ganz ruhig. Schließlich fragt er die steinbewehrten Leute: „Wer von euch ohne Unrecht ist, der werfe den ersten Stein.“

Dann schaut er nach unten, malt in den Sand und wartet, bis sich einer nach dem anderen still davon gemacht hat. Die Frau bleibt allein zurück. Und Jesus lässt sie gehen. Ohne weitere Auflagen. Er traut ihr zu, dass die geschenkte Nachsicht ihr Leben weit mehr verändert als jedes Beharren auf Recht und Gesetz. Es tut so gut, unverdiente Freundlichkeit zu erleben und auch selber nachsichtig zu sein. Es wäre schlimm, wenn diese Erfahrung aus unserem Alltag verschwindet.